

Die Liebe der Ausgewanderten.

Aus den Papieren des Herrn Pfarrers D** zu W**.

Ich kam an einem schönen Sommerabend (es war im Jahr 1793, da ich noch Kapellan im hiesigen Städtchen war) vom Besuch meines nun verstorbenen Freundes, des Pfarrers im benachbarten Dorfe, zurück. Vor mir auf der Landstraße ging ein Wandersmann, den ich anfangs für einen Handwerksburschen hielt. Da er sehr langsame Schritte machte und mit dem einen Fuß hinkte, kam ich ihm bald näher, bot ihm im Vorbeigehen einen guten Abend und sagte: „Landsmann, Er hat mit kranken Füßen übel wandern.“ Er zuckte die Achseln und murmelte einige Worte, die ich nicht verstand.

Vermuthlich erkannte er aus meiner Kleidung meinen geistlichen Stand. Er rief mir auf französisch nach, den Namen des vor uns liegenden Städtchens zu wissen. Ich blieb stehen, bis er mich erreichte, und ließ mich in ein Gespräch mit ihm ein. Nun sah ich wohl aus der Feinheit seiner bestäubten Kleidung und deren Schnitt, aus Sprache, Gesichtszügen, aus Allem, daß er einer von den zahllosen Unglücklichen sei, welche durch die französische Staatsumwälzung aus ihrem Vaterlande vertrieben, auf deutschem

Boden eine gastfreundliche Zuflucht suchten. Er erzählte mir, daß er erst seit vier Wochen glücklich aus Frankreich entkommen sei; daß er nur durch ein wahres Wunder sich aus dem Gefängniß und vor der ihm drohenden Guillotine gerettet habe; daß er entschlossen gewesen sei, nach Hamburg zu gehen, in der Hoffnung, dort vielleicht Bekannte zu finden, — nun aber auch diesen Vorfaß aufgegeben habe, da er an Kräften erschöpft, seine Gesundheit zerrüttet, sein Vermögen, welches er mit sich führe, gering sei. Vorläufig wolle er in unserm Städtchen ausruhen, weil er sich einen seiner Füße wund gegangen, und unmöglich weiter könne. Nebenbei erfuhr ich, daß er Lasalle heiße, sich irgendwo, falls man ihn dulden werde, wohlfeil einrichten und die Schicksale seines Vaterlandes abwarten wolle.

Mir gefiel der junge Mann; er mochte ungefähr siebenundzwanzig Jahre alt sein. Sein blaßes, stilles Leiden verrathendes Gesicht hatte sehr feine, ungemein angenehme Züge. Was er sprach, verrieth viel Bildung eines Geistes, den kein Unglück beugen konnte, und dessen Feuer sich aus dem Glanz seiner beredten Blicke verkündete. Ich begleitete ihn langsam zur Stadt, und sagte ihm, er werde daselbst einen Unglücksgefährten und Landsmann finden, der schon seit einigen Jahren bei uns sehr ruhig lebe, Buzet heiße, vermuthlich Arzt sei und sich die Zeit mit Pflanzensammeln verkürze. Ich führte ihn in ein Wirthshaus des Städtchens, und verließ ihn mit der Versicherung, daß ich mir ein Vergnügen daraus machen würde, ihm nützlich zu sein.

Her Lasalle kam den andern Tag zu mir und erklärte, er sei gesonnen, seinen einseitigen Aufenthalt in unserm Städtchen zu nehmen; er bat mich, sein Dolmetscher zu sein, weil er der deutschen Sprache unkundig wäre. Wir gingen mit einander auf das Oberamt; die Aufenthaltbewilligung fand keine Schwierigkeit. In der Vorstadt bei einer betagten Wittve fand sich ein

leeres Stübchen, das er miethete; auch versorgte ihn die Wirthin um ein Billiges mit einfacher Kost.

Es war merkwürdig, unsere Ausgewanderten zu sehen. Ich erwartete, sie würden einander sogleich auffuchen. Nichts weniger als das. Es vergingen acht Tage, ehe sich Herr Lasalle entschloß, den Herrn Buzet zu besuchen, der mit seiner Tochter und Magd unweit der Stadt in einem kleinen Gartenhause am Fuß der Nebberge wohnte, das er gemiethet hatte. Herr Buzet erwiderte die Höflichkeit, und von da an kamen sie nicht wieder zusammen, wenn sie sich nicht von ungefähr auf einsamen Lustgängen oder dann und wann bei mir auf dem Zimmer trafen. Denn ich hatte das Glück, von beiden gesucht und als Freund behandelt zu werden.

Herr Buzet war ein alter, grämlicher Herr, der sich seit Jahr und Tag zu einer gewissen Regelmäßigkeit der Lebensweise gewöhnt hatte. Er ging mit Niemandem um, als mir; versäumte keine Messe, keine Predigt; trieb sich bei leidlichem Wetter in Wäldern und Feldern herum, Kräuter zu sammeln; im Winter ordnete und beschrieb er sie. Herr Lasalle hingegen gab sich sogleich mit Erlernung der deutschen Sprache ab; ich half ihm dazu durch mündlichen Unterricht, durch Leihung von Büchern; andere kaufte er sich selbst. Nach einem halben Jahre konnte er sich schon ziemlich gut ausdrücken, und mit Hülfe des Wörterbuchs las er nicht nur Zeitungen, sondern auch leichte deutsche Schriftsteller. Es mangelte im Städtchen ein französischer Sprachlehrer; verschiedene Bürger wünschten ihren Kindern französischen Unterricht, und Lasalle war sogleich bereit, ihn zu ertheilen. Er ging von Haus zu Haus; setzte für die Stunden, welche er gab, keinen Preis fest; nahm so viel oder wenig, als man ihm bot,

und war durch seine Gefälligkeit allen Bürgern lieb. Man trug ihm sogar an der Stadtschule eine erledigte Lehrerstelle an, die er aber ausschlug, da er sich noch immer mit einer nahen Rückkehr in sein Vaterland schmeichelte.

Kam er zu mir, war gewöhnlich die Vergleichung französischer und deutscher Schriftsteller oder des Geistes beider Sprachen Gegenstand der Unterhaltung. Er gewann Hochachtung für den Reichthum und die Kraft und die Gelenksamkeit unserer Muttersprache, und räumte ihr darin sogar den Vorzug vor der seinigen ein, die nur durch Wohlklang allein und die Einfalt und Gefälligkeit ihrer strengen Formen den Preis verdienen könne, und wie er sagte, durch ihre in sich abgeschlossene Vollendung.

„Ihre deutsche Sprache!“ sagte er, „ist noch keine reife Sprache; sie ist in sich selber noch ungewiß, unbestimmt, nicht fest geordnet. Sie schwankt noch in ihren Bedeutungen, wie in ihrer Rechtschreibung. Sie überladet sich mit Wörtern fremder Zungen, und hant bald ihre Redensarten nach lateinischer, bald nach französischer Art. Sie haben unter ihren Schriftstellern vortreffliche Geister, die jedem andern Volke Ehre gemacht haben würden; aber diese Geister vergaßen das Wesentlichste für ihren eigenen Ruhm, eine reine deutsche Sprache zu bilden. Sie schrieben in einem wunderlichen Mischmasch von Wörtern, die eben so oft französisch, griechisch, italienisch, lateinisch und englisch, als deutsch sind. Ihre Göthe's, Ihre Wielande, Ihre Schiller, Ihre Herder werden früh veralten mit der noch allzuwandelbaren Sprache, und nach hundert Jahren wird man sie wieder in ein anderes Deutsch übersetzen müssen. Sie gleichen schönen weiblichen Gestalten, die sich nicht geschmackvoll und einfach zu kleiden wußten, als sie sich malen ließen, sondern sich in bunter, ungestalteter Kleidertracht, mit abentheuerlich aufgethürmtem Kopfsputz den Ur-entfelminnen zum Spott darstellten. Alles was rein und sich selber

gemäß ist, erregt bleibendes Wohlgefallen; und jede Sprache ist schön, wenn sie, ihrer Natur und Eigenthümlichkeit getreu, nur diese entfaltet, nicht fremden Puz. Die deutsche Sprache aber ist nicht schön, sondern krank; ihre Fülle ist keine strotzende Gesundheit, sondern offenbare Wassersucht. Hilf Himmel, wenn Rousseau, Voltaire, Diderot aus Schönthuererei oder Nachlässigkeit deutsche, italienische und englische Wörter in ihre Schriften gemengt hätten, wer würde sie heut noch lesen mögen? Wer würde die herrlichen Geistesgebilde in dem bunten, geschmacklosen, quersinnigem Gewande lieben können? Ihre deutschen Schriftsteller, erhaben über dem gemeinen Volkshaufen, vergaßen ihre eigene Würde und ließen sich in der Sprache zum gemeinen Haufen nieder, statt diesen zu sich zu erheben und ihn erst sprechen zu lehren.“

Besuchte mich der alte Buzet, war statt der Sprachkunde das Treiben und Wesen der Völker und Fürsten der Inhalt unserer Gespräche. Buzet war ein treuer Anhänger seines königlichen Hauses, und hielt alle Thronen Europens, alle bürgerliche Ordnungen verloren, wenn der Thron der Bourbonen in Frankreich nicht wieder hergestellt würde.

Eraf es sich, daß auch Lasalle dazu kam, wenn wir mit einander kammegießerten, schien Buzet in seinen Aeußerungen behutsamer zu sein. Lasalle äußerte sich selten, so lebhaft er auch sonst war, in Buzets Gegenwart mit voller Unbefangenheit über die französischen Geschäfte. Beide aber stimmten darin überein, daß der gegenwärtige unselige Zustand ihres Vaterlandes von keiner langen Dauer sein könne. Jeder hoffte das Beste.

An einem Maiaabend waren beide im Zimmer bei mir, als die Zeitung kam. Ich las ihnen daraus das Bedeutendste; auch die

Hinrichtung der unglücklichen Elisabeth von Bourbon, der Schwester des enthaupteten Königs Ludwig XVI. Der alte Buzet erblaßte; Lasalle runzelte düster die Stirn.

„O die Satane!“ schrie Buzet endlich mit krampfhaft geballten, zum Himmel gereckten Fäusten: „Lebt denn noch ein Richter dort oben? Oder ist das Auge der Allwissenheit gegen die Gräuelt dieser Welt geschlossen? Hingerichtet diese Heilige! Warum brechen nicht die Grundvesten des verruchten Bodens, daß Frankreich mit seinen blutbesleckten Städten in den Abgrund des Meeres stürze, und ein Volk, welches alles, was seit Jahrtausenden heilig, schön, wahr, gut und gerecht war und ewig sein wird, mit teuflischer Verwegenheit verachtet, schändet, mordet! Doch ich hoffe, die verbündeten Mächte werden mit gesegneten Waffen über die Leichname der Rasenden endlich ins Innerste Frankreichs eindringen, und dem Erdkreis und den Völkern aller noch kommenden Jahrhunderte in der Kohle und Asche von Paris eine schaurige Lehre schreiben!“

Lasalle nach seiner Gewohnheit schwieg. Ich suchte den Schmerz des Greises zu besänftigen und seinen Zorn, der an Gotteslästerung und Grausamkeit grenzte. Er fühlte seine Ungerechtigkeit, und bat wegen des Ungefühls um Verzeihung. „Sie haben Recht,“ sagte er: „es sind in Frankreich neben den Mördern noch viele tausend gute, unschuldige Menschen. Wenn sie nur einmal erst zur Sprache kommen dürften! Durch sie selbst vermögen sie es nicht mehr. Die verbündeten europäischen Mächte müssen erst mit dem Schwert in der Faust die herrschende Mörderbande vertilgt und das Reich des Schreckens mit Schrecken geendet haben! Einmal geschieht es gewiß, aber wann?“

Ich bemerkte ihm, daß wenn Frankreich heut überwunden wäre, und morgen wieder ein Ludwig den Thron der Lilien besteigen könnte, ich den König nur beklagen müßte. Seine Herr-

schaft würde von unruhiger und flüchtiger Dauer sein. Die Umwälzung des Staates schiene mir weniger durch einige mangelhafte Einrichtungen desselben, oder durch die Verwirrung seiner Haushaltung, oder durch die Last der Schulden, oder durch Treulosigkeit einiger Staatsdiener, als vielmehr durch eine gänzliche Veränderung der Begriffe und Vorstellungen des Volks entstanden zu sein. „Die in der Welt herrschenden Vorstellungen,“ sagte ich, „sind die eigentlichen Grundlagen aller in der Welt bestehenden großen und kleinen Anstalten. Vergeht die Meinung von ihrem Werth, so vergehen die alten Grundpfeiler ihres Bestandes. Wie die Begriffe der Menschen sich änderten, haben sich die Verfassungen, Sitten, Gewerbe, höhere und niedere Bedürfnisse, ja sogar die Glaubensgebäude der Völker zum Bessern oder Schlimmern geändert! Die Grundlagen des altköniglichen Staatsgebäudes waren längst morsch und gewichen; da genügten einzelne Zufälle, es zu erschüttern, daß es unaufhaltsam zusammenstürzen mußte. Jetzt irren unter den Trümmern die ehemaligen Bewohner mit ausgelassener Wuth; einer mißt die Schuld dem andern bei; einer mordet den andern.“

Buzet sowohl als Lasalle vereinigten sich, mir Beifall zu geben; aber jeder aus entgegengesetzten Ursachen.

„Die Montesquien's, die Voltaire's, die Rousseau's, die Mably's und all das gelehrte Gefindel mit seinem Geschrei von Volksrechten, von Aufklärung, von Freiheit und von Gott weiß was, ist an dem Unglück dieser Zeiten Ursache. Man machte erst die Priester lächerlich, um die Religion zu vernichten; man machte erst den alten Adel des Königreichs verächtlich, um nachher den Thron zerschlagen zu können. Verbrennt die ungeheuern Büchersammlungen, gebt dem Volke den Katechismus, dem Adel seinen Stammbaum, dem Priesterstand seine Würden und Klöster wieder, und ihr habt wieder feste Thronen und hundertjährige Friedensstille!“

„Erlauben Sie,“ sagte Lasalle, indem er sich an Herrn Buzet wandte: „mit dem Adel- und Priesterstand wäre es wegen des Stammbaums und Ranges bald zu berichtigen, denn diese werden dergleichen angenehme Dinge nicht ausschlagen. Es ist nur zu bedauern, daß beide Stände der Personenzahl nach die kleinern in jedem Lande sind, und das Volk eigentlich doch das Volk ist. So lange jene beiden Stände das Uebergewicht der Einsichten und Kenntnisse hatten, waren sie naturgemäß die herrschenden. Nun aber der dritte Stand durch Einsichten den andern wenigstens gleich geworden, macht er ebenfalls Ansprüche. Daher das Unglück! Der Katechismus wäre dem Volke bald gemacht, wenn für den Katechismus nur eben so bald ein Volk gemacht werden könnte, wie es vor hundert und mehr Jahren war.“

„Verbrennt die Bücher,“ rief Buzet, „schickt die Aufklärer, die Gelehrten, die Schriftsteller übers Meer nach Botany-Bay, und in zwei Menschenaltern ist Alles wieder im rechten Geleis!“

„Wohl möglich,“ versetzte Lasalle, „wenn sich alle Völker und Könige auf dem ganzen Erdboden zu Ihrem Vorschlag vereinigen würden. Aber doch wäre es damit noch nicht abgethan. Sie müßten jede Wissenschaft, sogar die Wappenkunde und Wasserbaukunst zu lehren verbieten. Denn würde nur eine einzige noch in Schulen getrieben: alle andern Erkenntnisse würden wieder daraus hervornüchtern, weil es nur eine einzige Wissenschaft gibt, und alles Uebrige nur Theil der allgemeinen Aufklärung ist. Ja noch mehr, Sie müßten Todesstrafe auf jeden neuen Gedanken setzen. Denn eine einzige neue Wahrheit, die in die Welt kommt, ändert die Gestalt der gesammten Menschheit. Daß Thubalkain erfand, das Eisen zu schmieden, ist die Ursache, daß wir heute Schiffsflotten halten, Kaffee trinken, Verse schreiben, Perrücken tragen und den Lauf der Gestirne berechnen. Können wir also das Unmögliche nicht vollbringen, und die ewige Noth-

wendigkeit nicht abwehren; können wir nicht das menschliche Geschlecht in die alte Barbarei versteinern, daß es bleibe, wie es jetzt steht; so müssen wir wohl der ewigen Nothwendigkeit ein wenig nachgeben; so müssen wir wohl die Verfassungen, Anstalten und Stiftungen der Väter nach den erweiterten Bedürfnissen und Begriffen der Nachkommen abändern. Das Kleid, welches dem Kinde angemessen worden war, kann der Jüngling und Mann nicht tragen. Er ist gewachsen. Er wird es sprengen, weil es ihm zu eng geworden, und nackt da stehen, ohne Gewand (nämlich ohne Gesetz, Verfassung und Kirche), weil ihr ihm das Gewand nicht nach dem Leibe zurichtetet, sondern den Leib nach dem Kleide zusammenpressen wolltet.“

So sprach Lasalle.

Der alte Buzet — ich sah es ihm an, wie roth und ärgerlich er ward, noch während Lasalle sprach — rückte auf seinem Stuhl her und hin, sprang endlich heftig auf, suchte Stock und Hut, und brummte: „Nichts, als Jakobinerei! Gehorsamster Diener!“ Damit ging er jählings zur Thür hinaus.

„Da sehen Sie das große, unvertilgbare Unheil!“ sagte Lasalle zu mir: „Diese Menschen, mit ihren eingerosteten Vorurtheilen, sind nicht zu belehren: und deren gibt es noch viele. Darum wird Frankreich auch nicht so bald zur Ruhe gelangen. Mein Vaterland wird noch lange den Frieden der Welt stören. Jetzt sind alle Leidenschaften in gräßlicher Entzückung. Aber auch wenn nach dem Rausche die Ermattung, nach der Ueberspannung die Erschlaffung folgt, wird der Friede nicht folgen. Verlassen Sie sich darauf. Auch wenn Frankreich wieder einen König hat, wird kein Friede folgen; und einen König muß es haben, denn zu einem Freistaat ist es, nicht etwa an Umfang zu groß, sondern an Tugend und Sitteneinfalt zu arm.“

„Aber in Gottes Namen,“ rief ich, „wann soll es denn Frieden geben?“

„Sobald sich die fortgeschrittene Volksbildung mit den äußern Verfassungen und Formen verglichen haben wird!“ erwiederte Lasalle. „Können wir wollen, daß die Staatseinrichtungen und bürgerlichen Verhältnisse bei den Völkern ewig die gleichen bleiben, da doch seit Stiftung des christlichen Glaubens die Kirche nicht einmal ihre ursprüngliche Gestalt bewahren konnte? Wie die Völker mit der Völkerwanderung verwilderten, kam auch Verwilderung in die Kirche. Als es bei den Völkern heller ward, entstand die Kirchenspaltung. Da fiel die Hälfte Europas vom Papste ab, und die andere Hälfte, welche ihm treu blieb, hat jetzt kaum noch die Hälfte Mitglieder, die an das glauben, was die Kirche lehrt. Aber sie finden es bequemer, keinen Krieg deswegen anzufangen. Wollte man aber wieder Scheiterhaufen und Kerker für Katholiken bauen, die nicht blindlings glauben, was die Kirche lehrt, so würden wieder blutige Empörungen und Glaubenskriege eintreten, wie ehemals. Und wie vorzeiten in Glaubenshinsicht, ist gegenwärtig in bürgerlicher Hinsicht der Kampf zwischen Licht und Finsterniß, Freiheit und Despotismus, Wahrheit und Vorurtheil, Verdienst- und Geburtsadel, Gleichheit und Vorrecht, Kindern und Stiefkindern des Staats begonnen. Dieser Kampf wird sich, wie der kirchliche, der Reihe nach, von Volk zu Volk machen.“

Seit diesem Abend besuchte mich der alte Buzet einige Wochen lang nicht wieder; Lasalle hingegen fleißiger. So mächtig ist der Parteihaß, daß er den Unglücklichen selbst ins Glend folgt. Und warum haßten sich diese, welche beide ihr Vaterland mit gleicher Inbrunst liebten, und beide von demselben ausgestoßen

in der Fremde lebten, arm und verlassen, während sie in Frankreich im Schoos des Ueberflusses gewohnt hatten!

Lafalle hatte aber noch andere Gründe, mich fleißiger zu besuchen. Er war durch sein allzuempfindliches Herz unglücklich geworden. Auf einem Spaziergang an den Weinbergen begegneten wir einem jungen Frauenzimmer, begleitet von einer alten Magd. Schon als Lafalle die Jungfrau in der Ferne sah, verstummte er im Gespräch, und ich bemerkte an ihm eine sonderbare Unruhe. Als sie näher kam, erkannte ich in ihr die Tochter des Herrn Buzet. Auch sie schien verlegen. Ich redete sie an. Sie war nicht mehr wie sonst gesprächig, sondern ungemein einsilbig, und entfärbte sich einige Male im Gesicht, besonders als ich ihr den jungen Lafalle als ihren Landsmann vorstellte. Sie schien kaum den Muth zu haben, ihn anzublicken, und eine hohe Röthe überflog ihre Wangen, da Lafalle ihr einige unzusammenhängende Worte stammelte.

„Aber wer ist sie denn, um Gotteswillen?“ fragte mich Lafalle, als wir von ihr gegangen waren. Ich sagte ihm, was ich wußte: sie heiße Julie, sei Buzets Tochter, lebe äußerst eingezogen und von allem Umgang entfernt. Und nun erfuhr ich, daß er sie schon seit einigen Monaten zuweilen in der Kirche gesehen, aber für eine vornehmere Bürgerstochter aus der Stadt gehalten habe; daß er von ihrer Schönheit gerührt worden sei; daß er sie liebe und anbete, aber in seinen elenden Verhältnissen, ohne Hoffnung der Gegenliebe, auch nicht den leisesten Versuch gemacht habe, sich ihr zu nähern. Seine Leidenschaft habe er bis dahin bekämpft und besiegt; aber — er verberge nicht, daß er, um seine innere Ruhe wieder zu finden, schon entschlossen gewesen sei, diese Gegend und die Nähe der gefährlichen Unbekannten zu meiden.

Ich bewunderte dies Zartgefühl des Jünglings, zumal des Franzosen, und sagte, nun er wisse, es sei seine Landsmännin,

dürfe er sich ihr wohl um so kühner nähern; doch müsse er zuvor mit dem Vater Frieden schließen. Er ward nachdenkend, seufzte und sagte: „Ich bin unglücklich! Wozu diese Liebe, diese hoffnungslose Leidenschaft? Und könnte ich Unwürdiger sogar hoffen, daß ich dieser Liebenswürdigen jemals einige Theilnahme an meinem Schicksal einflößen könnte — ich würde darum nicht glücklicher sein.

„Sie sind doch nicht mit Hand und Herz schon versagt?“ fragte ich.

„Keineswegs. Julie ist das erste weibliche Geschöpf, welches in mir den Wunsch erregt, Hand und Herz wegzugeben. Aber es darf nicht sein. Fragen Sie mich nicht, warum. Ich bete Julien an; ich werde sie zeitlebens nicht vergessen; aber — ich werde sie nicht besuchen, und kann mich nichts beruhigen — fliehe ich diese Gegend.“

Ich drang nicht weiter in ihn. Aber aus der Flucht ward nichts. Einige Tage später kam Lasalle zu mir, da ich eben einen Zettel von Juliens Hand erhalten hatte, worin sie mich bat, ihren Vater zu besuchen, der sehr krank geworden. Sie bat um einen Arzt, und wiewohl sie jetzt denselben zu bezahlen außer Stand wären, würde es eine heilige Schuld sein, die gewiß über kurz oder lang mit Zins getilgt werden sollte. Ich gab Lasallen das Briefchen zu lesen. Er schwieg, ward todtenblaß, dann entfernte er sich schnell. Meine Geschäfte hinderten mich, selbst sogleich Herrn Buzet zu besuchen. Ich schickte ihm inzwischen einen Arzt, der wieder zurückkam, weil schon ein anderer vor ihm dahin berufen worden war. — Als ich zum kranken Buzet kam, erfuhr ich, daß Lasalle mit einem Arzt bei ihm gewesen. Buzet schien es ungern gehabt zu haben; doch mußte er sich aus Noth in die Güte seines Landsmanns ergeben. Ich erfuhr

nachher Alles und auch den weitem Erfolg der Dinge aus Lasalle's Munde.

Lasalle hatte geradezu dem franken Buzet gesagt, daß er Juliens Brief bei mir gesehen, daß er den Arzt gerufen habe, und sich schmeichle, Buzet werde lieber die Hülfe von seinem Landsmann, als von einem Fremden annehmen. — Julie war zum Glück bei dieser Erklärung nicht gegenwärtig; denn Buzet zeigte sich ungehalten, daß Julie geschrieben. Er hatte nicht darum gewußt. Inzwischen schien Buzet doch für Lasalle's Aufmerksamkeit empfindlich, auch mit einiger Zufriedenheit dessen Entschuldigungen wegen des oben erwähnten Wortwechsels anzuhören. Julie kam nachher und bekannte erröthend ihre Schuld, ohne ihres Vaters Vorwissen geschrieben zu haben. „Aber, lieber Vater,“ setzte sie hinzu, „verzeihen Sie es meiner Angst und Liebe für Sie.“

Der Arzt erklärte die Krankheit für ein gallisches Fautsieber, und bat die größte Sorgfalt für den Leidenden zu tragen. Er verschrieb die nöthigen Arzneien. Beim Abschiede sagte Lasalle zu Buzet: „Sie sind ernstlich krank; doch versichert der Arzt, bei gehöriger Pflege würden Sie in wenigen Wochen hergestellt sein. Wir sind beide Unglücksgefährte und Fremdlinge auf diesem Boden, aber Kinder des gleichen Vaterlandes. Erlauben Sie mir denn, daß ich mich meiner Pflicht gegen Sie entledigen, und Sie in jeder Stunde, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, abwarten dürfe. Sie haben männlicher Hülfe vonnöthen, Ihre Tochter mit der betagten Dienerin würden ohne Beistand zu Grunde gehen, und Sie selber dabei leiden.“ Der Kranke drückte dem jungen Mann für sein Anerbieten die Hand, ohne ein Wort hinzuzufügen. Julie sagte ihm eben so wenig etwas Verbind-

liches, konnte es vielleicht auch nicht, denn sie saß im Winkel und weinte mit verhülltem Gesicht.

Als Lasalle fortging und ihn Julie vor die Thüre begleitete, sagte er zu ihr: „Fräulein, ich habe aus Ihrem Briefe gesehen, Ihr Vater leidet Mangel. Ich habe noch Ueberfluß. Der Herr Kaplan selbst hat eine geringe Pfründe. Wir können Sie einst in Frankreich die kleine Schuld eher wieder erstatten. Verschmähen Sie das Wenige nicht, was ich Ihnen in dieser betrübten Lage anzubieten habe. Ich denke an keine Wiederbezahlung. Ach, ich bin schon allzuglücklich, wenn Sie nur erlauben, daß ich mit Ihnen meinen geringen Reichthum theilen darf.“ Mehr konnte er nicht sagen. Er war zu bewegt. Er sank auf seine Knie, und legte in Juliens Hand, die er küßte, eine Rolle Geld, die Frucht seiner mühsamen Arbeiten und Ersparnisse. Sie weinte laut, und er verließ sie.

Folgenden Tages schon nahm Lasalle einige Unterrichtsstunden mehr an, die er vorher abgelehnt hatte. Nur um der Familie Buzet kräftiger helfen zu können, arbeitete er fast über Vermögen, und brach sich manche kleine Bequemlichkeiten und Genüsse ab, die er sich vorher aus seinem Verdienst erlaubt hatte. Aber Niemand war auch glücklicher, als der junge Mann, der seiner Geliebten nun täglich nahe sein, und was er für seine Arbeit gewann, ihr überreichen konnte. Eine Nacht um die andere wachte er an Buzets Krankenlager, denn dieser kam bald dem Tode nahe; und in der That, ohne Lasalle's Anstrengungen, die seiner eigenen Gesundheit Gefahr drohten, dürfte er schwerlich so bald wieder genesen sein. So lange Buzets Rettung zweifelhaft war, so lange schien seine schöne Tochter für alles Andere unempfindlich zu sein. Sie hörte mit Gleichgültigkeit, was man zu ihrer Beruhigung sagen mochte, und nahm mit Gleichgültigkeit, was Lasalle in die kleine Haushaltung brachte.

Erst als der Arzt das zuversichtliche Trostwort aussprach: jetzt ist die Gefahr vorüber! erst als Buzets Krankheit sichtbar abnahm, seine Fieber sich minderten, und er mit den Umstehenden wieder in Verbindung trat, ward Julie gleichsam ihrem eigenen Bewußtsein wieder gegeben. Sie blühte von neuem auf; sie empfing Lasallen, so oft er kam, mit einer lohnenden Zutraulichkeit; sie erzählte ihm von dem Befinden ihres Vaters während seiner Abwesenheit; sie bereitete und brachte ihm, wenn er am Krankenbette eine Nacht gewacht hatte, das Frühstück selbst; machte ihm freundliche Vorwürfe, wenn er länger, als er versprochen, ausgeblieben war; sie wußte ihm ihre Dankbarkeit mit hundert kleinen Gefälligkeiten zu bezeugen. Lasalle war von so vieler Liebenswürdigkeit im eigentlichen Sinne des Wortes bezaubert. Er dachte, er sah nichts mehr, als Julien. Alles war sie ihm. Aber auch er schien ihr Alles zu sein. Ihre Aufmerksamkeiten waren nur zwischen ihrem Vater und ihm getheilt. Für ihn sammelte sie Blumen; für ihn bereitete sie eigenhändig in der Küche kleine Naschereien, von denen sie wußte, daß er sie liebe; für ihn legte sie die Bänder, den Hut, den einfachen Schmuck so an, wie er es gern sah. Sie war unerschöpflich in Erfindungen, ihm ihre Erkenntlichkeit zu bezeugen.

Demungeachtet wußte der ehrliche Lasalle nie recht, woran er mit Julien war. Ob sie ihn liebe oder mit Dankbarkeit ihm ergeben sei? das war schwer auszumachen. Denn bei der heftigen Innigkeit, mit der ihn das Fräulein jedesmal empfing, wenn er kam, oder entließ, wenn er seinen Geschäften nachging, war doch etwas Wunderfremdes zwischen ihm und ihr, das nie aufhörte. Und bei aller Zutraulichkeit, ich hätte beinahe gesagt, schwesterlichen Zärtlichkeit, mit der sie ihn behandelte, hatte sie doch so etwas Hohes gegen ihn, als wenn sie sich nur aus Leutseligkeit ein wenig gegen ihn herabließ. Lasalle wußte aber noch viel

weniger, wie er mit sich selber daran war. Einen Tag sagte er mit tiefem Schmerz: „Sie liebt mich! Weh mir! Ich muß fort von ihr!“ Den andern Tag seufzte er: „Sie liebt mich nicht. Es ist nur bloße, höfliche Dankbarkeit!“ Den dritten Tag jubelte er wieder: „Mein, ich bin der seligste Mensch! Ich bin der Herrlichsten ihres Geschlechts nicht gleichgültig!“ So ward er bald heiß, bald kalt, im beständigen Fieber.

Wenn ich bei Buzet war und die beiden Leutchen in ihrem Wesen betrachtete — ich gestehe, mir ward zuweilen recht schaurig dabei. Da standen sie beide, er dort, sie hier, wie stillstodernde Flammen einander gegenüber. Und was sie thaten, es mochte noch so unbedeutend sein, es war allezeit bedeutsam, ohne daß sie es wollten oder wußten. Ich ward wirklich recht froh, geistlichen Standes und folglich vor dem Wahnsinn der Liebe geborgen zu sein. Mein schwarzer Rock machte mich gegen die leidenschaftlichste der Leidenschaften recht kugelfest, und — wohl mir, daß ich es glaubte! Viertelstunden lang konnten sie, ohne eine Silbe zu sprechen, einander gegenüber stehen und sich mit brennenden Augen ansehen, wie Träumende. Was ihre Hand berührt hatte, das Fenster, den Sessel, den Tisch, das Blumengeschirr: davon ward nachher seine Hand, wie von einem Magnet, angezogen. Und ging er fort, so warf sie sich gewiß träumend auf den Stuhl, auf welchem er zuletzt gesessen war. Kritzelte er in Gedanken etwas mit seinem Stock im Staube, oder mit einem Messer, so war es gewiß der Name Julie. Und gab er ihr eine Blume, ich konnte mich darauf verlassen, sie trug dieselbe noch den zweiten und dritten Tag, so welt sie auch sein mochte.

Er erzählte mir Alles, was sie mit ihm gesprochen; gewöhnlich waren es die gleichgültigsten Sachen von der Welt. Aber er

erzählte mit einem Feuer, mit einer Wichtigkeit, als wäre jedes Wörtchen von ihr eine Offenbarung überirdischer Dinge. Hingegen durfte ich mich nicht unterstehen, ihm von der Möglichkeit zu reden, daß Julie einst die Seinige werden könnte. Als ich es das erstemal in meiner Gutmüthigkeit that, bat er mich mit erschrecklichem Ernst, ihm das nie wieder zu sagen. Und da mir an einem andern Tage wieder eine ähnliche Aeußerung entschlüpfte, ward er bleich wie ein Todter, verließ mich und vermied mich zwei Wochen lang. Ich mußte ihn auffuchen und wieder versöhnen.

Nicht besser ging es mir bei Julien. Ich nahm mir einmal die Freiheit, da sie von Lasalle mit großer Lebhaftigkeit sprach, sie ein wenig zu necken, und das Wort Liebe, aber doch nur scherzweise, fallen zu lassen. Ihre Gesichtszüge verwandelten sich plötzlich. Sie sah mich mit einem so stechenden Blick voller Verachtung an, daß mir in der That vor Schrecken Stock und Hut aus der Hand fielen.

Seitdem nahm ich mich wohl in Acht, mich in das Spiel der wunderlichen Leute zu mischen. Aber sie mischten mich bald selbst hinein. Und ich hatte doch mit meinen gesunden Augen richtig gesehen. Sie liebten sich beide. Ja, wie ich nachher erfuhr, hatte Julie den armen Lasalle schon früher geliebt, als er sie gekannt. Beinahe ein Jahr lang hatte sich ihr Geist nur immer mit ihm beschäftigt; ihr Festtag war's, ihn einmal in der Kirche zu sehen (da hatte sie ihn auch kennen gelernt); aber fest und stolz hatte sie sich dem Liebling ihrer Gedanken verborgen gehalten. Immer kam sie dicht verschleiert zur Kirche, bis — der Schleier einmal am Kaminfeuer verunglückte. Einen neuen zu kaufen, war sie zu arm. So erblickte Lasalle sie.

Der alte Buzet ward in kurzer Zeit wieder hergestellt. Der Arzt machte sein Meisterstück an ihm. Jetzt, armer Lasalle, dachte ich, ist es mit deinem Himmel auf Erden am Ende. Der Alte wird sich wie ein brechender Winter zwischen die beiden blühenden Frühlinge stellen!

Mit nichts. Es ward nur ärger. Arm in Arm gingen die jungen Leute einsam unter den hohen Ulmen am Weinberg, oder längs dem Bach unter den hangenden Weiden. Der Alte schien nichts zu sehen und zu hören. Aber das ganze Städtchen sah es. Denn Lasalle führte Julien oft feck durch das Städtchen, zeigte ihr das wenige Sehenswerthe, was sich bei uns befindet, und bekümmerte sich nicht viel um die Köpfe, welche aus Fenster flogen, wenn er mit Buzets Tochter vorüber ging.

Ich muß gestehen, diese Kleinstädtereierie war nie verzeihlicher, als diesmal. Ein schöneres Paar gibt es nicht leicht. Lasalle allein und für sich, oder Julie einzeln, waren von andern hübschen Menschenkindern nicht verschieden. Gingen sie aber beisammen, kam er mir immer wie ein verkleideter Halbgott, sie wie eine Königin vor; wiewohl ich gestehe, noch keinen Halbgott oder auch nur eine Königin gesehen zu haben. Dergleichen besucht unser Städtchen selten.

Dennoch waren Buzet und Lasalle nicht bessere Freunde geworden, als sie vordem gewesen. Lasalle war höflich und aufmerksam gegen den Alten, und der Alte mürrisch und kalt gegen ihn. Daß er den jungen Leuten demungeachtet so vertrauten Umgang gestattete, war mir lange räthselhaft. Aber ich kam einmal dazu, als er in lebhaftem Gespräch mit seiner Tochter war. Sie saßen hinter dem Gartenhause am Brunnen, ohne mich zu sehen; und ich hörte deutlich, wie Julie in dem ihr ganz eigenen hohen Ton sagte: „Mein Vater, Sie belieben sich nicht in diese Sache zu mischen! Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin!“ —

Eine solche Sprache von der sanften Julie war mir auffallend; noch auffallender, daß Herr Buzet keine Silbe darauf erwiederte. Es ist bei den Franzosen, dachte ich, eine ganz andere Hausordnung, als bei uns zu Lande.

Die ganze Geschichte zog mich sehr an, um so weniger ich davon begriff; und es that mir wirklich leid, als Alles auf eine eben so wunderliche Weise endete, als es begonnen und gesponnen war.

Ungefähr ein halbes Jahr nach Buzets Genesung kam Lasalle eines Abends zu mir auf mein Zimmer, und sprach von dem und diesem mit mir; gerieth endlich zufällig auf den Wunsch, eine kleine Lustwanderung zu Fuß von acht oder vierzehn Tagen zu machen, um sich eine Zerstreuung zu geben, und der Einfall ward eben so schnell zum Entschlusse. Den folgenden Morgen zeigte er seinen Schülern und Schülerinnen an, daß er die Unterrichtsstunden eine oder zwei Wochen aussetzen wolle; nahm noch bei Herrn Buzet und mir freundlichen Abschied und ging. Ich gab ihm noch einige Aufträge, für mich in einer großen Buchhandlung gewissen Werken nachzufragen.

Er war schon über eine Woche fort, als Herr Buzet zu mir kam, und mir meldete, er habe sich entschlossen, dem Rhein näher zu gehen. Robespierre's verruchtes Haupt war längst gefallen, sein ganzer Anhang vernichtet, und für die Ausgewanderten Hoffnung baldiger Rückkehr. Buzet versicherte mich, daß die königliche Partei unter dem Namen der Gemäßigten in wenigen Wochen die Oberhand zu Paris haben und die Fahne der Lilien in Kurzem überall aufpflanzen werde.

Ich wünschte ihm Glück von Herzen. „Aber Herr Lasalle wird bedauern, Sie bei seiner Rückkehr nicht mehr zu finden!“ sagte ich. Buzet erwiederte ganz gleichgültig: „Er wird uns folgen.“

„Aber der arme Lasalle!“ sagte ich zu Julien, da ich von ihr

Abschied nahm. Sie ward roth; wandte sich von mir, setzte sich zum Tisch, schrieb einige Zeilen, versiegelte sie, und sagte: „Ich bitte Sie, wenn er zurückkommt, ihm dieses Briefchen zu geben, und ihm in meinem Namen viel Schönes zu sagen. Es thut mir leid, daß er eben jetzt auf den Gedanken kam, zu reisen. Mein Vater will seine Wiederkunft nicht abwarten. Unsere Abreise ist aber in der That unaufschieblich.“

Ich nahm den Brief; wunderte mich über diese Ruhe. „O, Weiber! Weiber!“ dachte ich; „o französischer Leichtsin!“

Es war mir, als wäre die halbe Stadt ausgewandert, da mir meine französischen Freunde fehlten, an deren Umgang ich seit manchem Jahr gewöhnt war. Ich sehnte mich recht herzlich nach Lasalle's Rückkunft. Nun erst empfand ich, wie lieb und unentbehrlich er mir geworden. Aber ich zitterte schon zum Voraus vor dem Augenblick, da ich dem lieben, jungen, heftigen Mann Juliens Brief übergeben und ihre Abreise verkünden sollte.

Es vergingen nicht vier Tage seit Buzets Abreise, empfing ich einen dicken Brief. Er war von Lasalle; eingeschlossen lag darin ein anderer Brief an Mademoiselle Julie Buzet. Was er mir schrieb, will ich hier von Anfang bis zu Ende hersetzen. Er lautete zu meiner nicht geringen Verwunderung also:

„Wir werden uns einander nicht wiedersehen, mein lieber Rappellan; aber die angenehmen Tage, welche ich während meiner Verbannung vom Vaterlande in Ihrer Gesellschaft verlebte, werden mir unvergeßlich bleiben. Nehmen Sie für soviel Güte, die Sie mir erwiesen, einweilen meinen wärmsten Dank in diesen Worten. Vielleicht bin ich bald im Stande, Ihnen thätigere Zeugnisse meiner aufrichtigen Erkenntlichkeit zu geben. — Das Wenige, was auf meinem Zimmer ist, verkaufen Sie. Das da-

für gelösete Geld, wie einliegenden Brief geben Sie an die lebenswürdige Julie. Den Aeltern meiner Schüler und Schülerinnen sagen Sie, daß ich bedaure, den angefangenen Unterricht nicht vollenden zu können.

Beurtheilen Sie mich nicht falsch, lieber Kapellan, und halten Sie mich nicht für undankbar oder leichtsinnig, daß ich so trocken von Ihnen schied. Es geschah mit zerrissenem, blutendem Herzen; denn schon damals nahm ich mir vor, nicht wieder zu kommen. Ich war unglücklich, denn Julie liebte mich; ich bin unglücklich, denn ich werde nur sie lieben bis zum letzten meiner Odemzüge. Am Morgen des nämlichen Tages, da ich Ihnen Abends meinen Entschluß zum Reisen mittheilte, fiel mein Loos. Ich mußte mich von der Göttlichen trennen, die ich nicht unglücklich machen wollte, und die ich anbede.

Als ich an jenem Morgen in das theure Häuschen am Weinberg trat, fand ich Julien allein. Sie saß und schrieb mit verweinten Augen. Sobald sie mich erblickte, kam sie mir lächelnd mit ihrer gewöhnlichen, bezaubernden Anmuth entgegen. Sie war mir nie schöner erschienen, als in dieser unter einem zärtlichen Lächeln verläugneten Schwermuth.

Sie schien recht geflissentlich alles hervorzufuchen, sich zu zerstreuen, und meine Aufmerksamkeit von ihrem Schmerz hinwegzuleiten. Nachdem sie ihre Papiere eingeschlossen, gab sie mir den Arm und sagte: Machen wir einen Spaziergang.

Wir gingen unter den Ulmen in heitern Gesprächen über die Schönheit des Morgens den Hügel hinauf zum Birkenwäldchen, droben, von wo man die weite Aussicht über die reiche Landschaft hat. Unterwegs pflückten wir alle Blumen, die sich uns darboten. Es kam darauf an, wer von uns am glücklichsten sein würde, die meisten verschiedenartigen zu finden. Wer die meisten findet, sagte ich, wird auch, sollten wir einmal getrennt werden, des andern

in der Abwesenheit am längsten gedenken. So füllte sich ihr ganzes Körbchen. Ich hatte das meiste Glück. „Und den meisten Aberglauben“, sagte sie.

Unter dem hohen Eichbaum, den auf dem Hügel ein Kranz von jungen Birken umgibt, setzte sie sich im Schatten nieder. Sie war vom Steigen müde. Ihre Wangen glühten wie Morgenroth. O wäre ich ein Maler gewesen! aber wer könnte das Unausprechliche schildern? Ich war im Anschauen versunken. So viel Hoheit, so viel Unschuld, so viel Anmuth, so viel Majestät! — Sie kennen Julien. Unsere Gespräche streiften in gemessenen Entfernungen um das, was wir empfanden. Wie sehr ich sie liebe, hatte ich ihr nie gestanden. Ich hatte es mir geschworen, ihr es nie zu entdecken. Aber nie war ich in größerer Versuchung als jetzt, wo sie da saß, und die Blumen aus ihrem Körbchen spielend zu einem Kranz wand. Sie zog ein grünes, schmales Seidenband von ihrem Strohhut, wand es um den Kranz, um ihm mehr Festigkeit zu geben, und sah mir dann schalkhaft in die Augen, und fragte: „Für wen ist dieser Kranz?“

„Für diesen schönen Engelskopf!“ sagte ich, und nahm ihr den Hut.

„Ich wette,“ versetzte Julie, „Sie denken sich unter dem Kopf des Engels mit vieler Eigenliebe wohl einen andern als den meinigen. Aber Sie spiken vergebens darauf, mein Herr.“

„Nein, schöne Julie, ich könnte Ihnen den Beweis geben, wie wenig Eigenliebe ich habe.“

„Wahrlich?“ sagte sie, und stand auf und sah mir mit unglaublichem Lächeln in die Augen: „O gehen Sie, Lasalle, und spielen Sie hier nicht den Lügner. Haben Sie sich nie eingebildet, meine Eroberung gemacht zu haben? Haben Sie nicht vielleicht davon schon ein wenig bei unserm guten Kapellan geprahlt?“

Ich fühlte, daß ich mich bei diesen Worten verfärbte; aber doch behielt ich Fassung genug, ihr zu antworten: „Nein, Fräulein. Ich habe nie glauben können, Ihre Aufmerksamkeit in einem höhern Grad zu verdienen als jeder andere Freund und Gesellschafter. Auch habe ich nie andere Ansprüche gemacht; werde auch nie andere Ansprüche wagen.“

„Und siehe da, der Herr wird roth!“ rief sie halb schelmisch, halb ernst: „Aber Sie haben wohlgethan. Ihre Bescheidenheit macht Sie mir nur noch werthvoller. Andern Sie nie Ihren Sinn, sonst würden wir uns vor der Zeit trennen müssen.“

„Ich wiederhole es,“ sagte ich fester, „ich wage nie Ansprüche auf Sie; ich darf es nicht. Deuten Sie mein Erröthen nicht als ein entgegengesetztes Geständniß. Und wenn ich's auch nicht verhehlen könnte, daß ich — Sie wollen, ich soll nicht lügen! — daß ich Sie an bete, Julie, dennoch bleibe ich meinem Wort treu, meine Liebe ist ohne Ansprüche. Und wer könnte Ihnen nahe sein, ohne Sie zu lieben?“

Sie senkte ihren Blick zur Erde, indem ich sprach, und eine liebliche Schamröthe umfloss ihr Antlitz. Sie schwieg. Ich zitterte, und fürchtete sie durch meine Kühnheit beleidigt zu haben. Lange standen wir einander sprachlos gegenüber.

„Zürnen Sie mir nicht, theure Julie!“ sagte ich endlich mit ungewisser Stimme.

„Ihr Edelstirn, Lasalle, ist meiner Offenherzigkeit würdig,“ sagte sie. „Wir gehören einander nicht. Das Schicksal ist wider uns. Aber das sollen Sie wissen: ich liebe Sie. Und dies Wort sei Ihnen genug, wenn es zu Ihrer Lebensfreude beitragen kann. Aber dieses Wort wird nichts in unsern gegenseitigen Verhältnissen ändern, ewig nichts. Dies ist unwiderruflich!“ — Alles das sprach Julie mit niedergeschlagenen Augen. Dann erst sah sie mich schüchtern an; hob ihre Hände und legte mir den Blumen-

franz, nachdem sie ihn vorher geküßt hatte, ihre Thränen benetzten die Blumen, schweigend auf den Scheitel.

Und indem sie so vor mir dastand mit den ausgestreckten Armen, schwand mir alle Besinnung. Meiner selber nicht mächtig, riß ich sie an mein Herz, und meine Lippen schlossen sich an die ihrigen. Ihre Arme umfingen mich. Es war der größte Augenblick meines Lebens; der Wendepunkt meines Glücks. Ach, auch nur ein Augenblick war es! Sie wand sich los, reichte mir die Hand, und sagte: „Kommen Sie, mein Freund!“ Wir gingen vom Hügel wieder an den Weinbergen hinab, träumend, trunken, schweigend. Ja, ich würde es für Traum gehalten haben, hätte ich nicht den Kranz als Zeugen der Vergangenheit in meiner Hand getragen.

Juliens Vater kam uns unter den Ulmen entgegen. Er suchte Pflanzen. „Mein lieber Casalle,“ sagte Julie, „Sie fühlen selber, daß uns in Zukunft eine solche furchtbare Einsamkeit weder wohlthätig noch anständig sein kann. Wir werden sie beide von nun an meiden.“ Sobald Doktor Buzet zu uns trat, verloren wir uns in allgemeinen Gesprächen. Als ich zur Stadt zurückging, schwor ich, Julien und diese schöne Gegend auf immer zu verlassen. Meine Verhältnisse untersagen mir, Julien meine Hand zu bieten. Aus ihren Reden mußte ich schließen, daß auch sie schon von ihrem Vater einem Andern bestimmt ist. Desto besser. Aber ich mußte mich von der Göttlichen trennen, um nicht unglücklicher zu werden, als ich war, als ich bin.

Leben Sie wohl. Morgen reise ich von hier ab. Ich hoffe mein Vaterland bald wieder zu betreten. Die Blutmenschen sind gestürzt. Sagen Sie Julien nichts vom Inhalt meines Briefes, bis sie selbst Sie zu ihrem Vertrauten macht. Dann sagen Sie ihr, daß ich sie bis in den Tod lieben, meine Hand nie einem andern Weibe geben werde, weil ich so unglücklich bin, auf die

ihre Verzicht thun zu müssen. Erinnern Sie sich zuweilen Ihres
Freundes

Hamburg, 10. April 1795.

La f a l l e."

Ich legte den Brief an Julien, den er mit geschickt, zu dem-
jenigen, welchen sie ihm geschrieben hatte. Denn wohin sollte ich
beide senden?

Die ganze Geschichte war mir sehr abenteuerlich. Die Leut-
chen liebten sich und flohen einander. Es machte mir viel Kopf-
brechens. Ich konnte mich des Verdachtes nicht erwehren, La f a l l e
müsse einer von den aus Frankreich geflüchteten eidscheuen Prie-
stern sein. Anders konnte ich mir seine entschlossene Abneigung
gegen eine Vermählung mit der Tochter des Arztes nicht erklären.
Er hatte wirklich auch viele gelehrte und, so sehr er es verhehlen
mochte, selbst theologische Kenntnisse, und dabei ganz das Wesen
eines feinen, französischen Abbé. Ob nun Julie eine entsprungene
Nonne sein mochte, war schwerer auszumitteln. Nur schien sie
mir für eine Zellenbewohnerin viel zuviel Welt und Lebensart zu
haben. Aber wer weiß, wie es in französischen Klöstern zugeht! —
Ich ließ es dahingestellt sein.

Ich ging im Städtchen wie eine verlassene Waise herum. Jeder-
mann sah mir's an, daß ich Verlorne suchte. Wenn ich in den
ersten Tagen das kleine Gartenhaus am Nebberg sah, traten mir
immer ein Paar Thränen in die Augen. Mich tröstete nur die
Hoffnung, von meinen Freunden wieder Briefe zu erhalten. Ein
guter Anfang schien sich dazu zu machen. Denn ich empfing nach
einigen Wochen abermals einen dicken Brief. Er war von Julien,
aber das Wenigste davon gehörte mir. Es war ein Brief an La-
falle, worin zehn Louisd'or in Gold eingelegt waren, wie der

Umschlag mit der Aufschrift an mich besagte. Auf der innern Seite des Umschlages standen von Juliens Hand nur folgende Zeilen für mich:

„Mein Herr Kapellan,

Sie werden gebeten, inliegenden Brief mit Beförderung an Herrn Casalle abzugeben, oder ihm denselben nachzusenden, wo er sich auch befinden mag. Reden Sie ihm zu, den Versuch zu machen, nach Frankreich zurückzukehren. Das inliegende wenige Geld — mehr konnte ich in unsern Umständen nicht erübrigen — ist ihm vielleicht zur Reise nützlich und ein geringer Abtrag an der großen Schuld, in welche wir durch unsere ehemalige Dürftigkeit und durch die Großmuth des edeln und liebenswürdigen Mannes gerathen sind.

Dero gehorsame Dienerin

Basel, 22. Mai 1795.

Julie Buzet.“

Ich legte traurig den goldschweren Brief zu den übrigen, und freute mich mit wehmüthiger Freude, noch die Mittelsperson dieser vortrefflichen Menschen zu sein. Es war recht gut, daß ich um dieselbe Zeit zum Pfarrer der Stadt ernannt ward. Der neue größere Geschäftskreis und die Einrichtung in meinem angenehmen Pfundhause, das ich bezog, gaben mir Zerstreuung. Ich konnte nun meinem Hange zu den Wissenschaften durch Ankauf von Büchern und Werkzeugen zur Naturkunde eher Genüge thun, was mir vormals die äußerst dürftigen Einkünfte der Kaplanei nicht gestatteten. Und dann die Alles heilende Zeit mit ihrer weichen Hand!

Und doch blieb der stille Gang unter den Ulmen an den Nebenhügeln, oder längs dem Bach im Schatten der hangenden Weiden, mein Lieblingsgang. Da waren sie so oft gegangen, die Guten! und ich mit ihnen. Und es gehörte zu meinen Feststunden, auf dem Hügel zu sitzen, einsam unter der breiten Eiche, im Kreise der jungen, wehenden Birken, wo zwei edle Wesen sich in Unschuld und heiliger Stimmung ihre Herzen offenbart hatten.

Ach, es ist doch viel Herrliches auf Erden! Zwar die Natur ist schön, aber noch schöner ist das menschliche Herz. Was ist das Tode neben dem Lebendigen! Der Mensch hat viel Böses gethan unterm Monde; aber darum ist die Welt nicht minder gut. Die Thaten, zumal die bösen, machen nur mehr Geräusch, als die Empfindungen der Andacht, der Liebe, der Freundschaft, der Großmuth und anderer Tugenden. Darum fallen sie mehr auf. Aber wahrlich, es sind wohl wenig Stellen des Erdbodens, die nicht durch einen göttlichen Lebensaugenblick irgend eines längst verschwundenen Sterblichen geheiligt worden wären. Ein Schlachtfeld voller Gebeine der Erschlagenen, es ist wohl ein großer Zeuge menschlicher Verderbtheit. Und doch, in den Tausenden, die da auf Tod und Leben stritten, wie viel göttliche Gefinnungen und große Gedanken lebten in ihnen, ehe sie in den Tod gingen! Der Mensch sah nur Mord und Grausamkeit; Gott aber zugleich in Allen die stillen, großen, ernsten Gemüthsbewegungen, die zärtlichen Erinnerungen an Aeltern, Geschwister, Gattinnen, Freunde, die feierliche Weihe zur Ewigkeit im Gebet.

Doch ich soll hier ja nur Geschichte schreiben.

Erst am Ende des Jahrs, da meine Freunde mich verlassen hatten, empfing ich wieder eine Nachricht. Sie kam von Lasalle. Ich erkannte seine Hand schon an der Aufschrift des Briefs. Ich zitterte vor Unruhe und Vergnügen, da ich das Siegel lösete. Hier ist der ganze Brief:

„Mein lieber Kapellan,

Ihr ehemaliger Lasalle hat Sie nicht vergessen. Sie bleiben ihm theuer. Darum sende ich Ihnen diese Zeilen, und, nehmen Sie es mir nicht übel, eingeschlossen einen Wechsel von hundert Louisd'or. Ich weiß, Sie machen sich zwar nicht viel aus dem

Gelde; aber ich weiß auch, daß Sie bei Ihrer geringen Pfründe wenig erübrigen können, um den wohlthätigen Neigungen Ihres Herzens zu folgen. Ich bin Ihnen für Ihre gastfreundliche Aufnahme und Behandlung viel mehr schuldig, als das. Es soll auch nicht dabei bleiben, sobald ich nur durch Ihre Antwort weiß, daß Sie noch im Reich der Lebendigen sind.

„Julie — ich schreibe das Wort nicht ohne einen Seufzer — und ihr Vater sind vielleicht nicht mehr bei Ihnen. Wären sie es: so helfen Sie ihnen mit einem Theil, oder, wenn Sie wollen, mit Allem, was ich Ihnen schicke. Ich werde Sie wieder dafür entschädigen. Nur schreiben Sie mir mit umgehender Post über Basel. Und ist Doctor Buzet nicht mehr bei Ihnen, so melden Sie mir doch, wo er sich mit seiner Tochter aufhält und in welchen Umständen die lieben Leute leben.

„Ich selbst bin glücklich auf meinen Gütern angekommen. Vieles fand ich zerstört, aber doch das Meiste durch den Muth meines alten Oheims erhalten. Er ist nie ausgewandert. Ich selbst bin zwar noch nicht von der Liste der Ausgewanderten vollkommen ausgestrichen, habe aber alle Hoffnung dazu, besonders da ich beweisen kann, daß ich nicht mit den Königlichgesinnten Frankreich verließ, auch nicht des Königs willen, sondern weil ich mich in unserm Departement den Gräueln der Robespierriisten und Maratisten zu unbesonnen widersetzt hatte. Ich ward als ein ehemaliger Adelsicher von den Schreckensmännern verhaftet und nach Lyon geschleppt. Ich entkam Nachts den Hosenlosen und mit vieler Gefahr in die Schweiz. Mein alter Oheim, klüger als ich, spielte die Rolle der Freiheitsmänner mit, so gut er konnte, ungeachtet kein eifrigerer Anhänger des Königthums in Frankreich sein kann, als er. Aber seine Wohlthätigkeit gegen die ganze Nachbarschaft, noch mehr sein graues Haar, seine Kränklichkeit, die ihn von allem Umgang mit der Welt entfernte, retteten ihn.

Er hatte das Glück, vergessen zu sein. Sieyes und Bartholemi sind persönliche Freunde meines Oheims; durch sie hoffe ich meine Sicherheit im Vaterlande wieder zu gewinnen.

„Meine ganze Familie empfing mich mit unbeschreiblicher Freude, wie einen Geliebten, der wieder vom Tode erstanden ist. Mein Oheim hat mich nun zum Erben seines ganzen Vermögens eingesetzt, welches mit den Ueberbleibseln des meinigen ein Ansehnliches beträgt. Bald wird es auch kein Verbrechen mehr heißen, reich zu sein. Man machte auch sogleich Anstalt, mich mit einer jungen Gräfin von Lestignan zu vermählen, die freilich jetzt nur Bürgerin heißt. Allein ich werde mich nie vermählen, da die Verhältnisse meines Hauses und meines Standes mir versagten, der Einzigen, die ich liebte, die Hand vor dem Altar zu reichen. Zum Glück fanden sich auch von Seiten der Lestignans Schwierigkeiten, die, ungeachtet ihre Glücksumstände sehr zerrüttet sein mögen, es für Mißheirath halten, ihre Tochter einem Manne zu geben, dessen Adelsbrief kaum ein Jahrhundert alt ist.

„Meine Familie ist deswegen tödtlich entzweit mit den Lestignans, und nur um so erpichter, sich durch mich mit einem der ältesten Geschlechter des Königreichs zu verbinden. Sie wird viel Hindernisse finden, da man weiß, daß unser Stammvater ein reichgewordener Generalpächter war, der sich seinen Adel mit Geld kaufte. Mir ist das um so lieber; ich werde der Anfechtungen um so weniger haben. Jetzt werden Sie begreifen, warum ich dem höchsten meiner Wünsche Feind sein und mir selber die Hoffnung auf Juliens Besitz versagen mußte. Ich konnte sie nie zur Meinigen machen, ohne mich auf ewig von meiner Familie zu trennen. Wie hätte ich es wagen dürfen, meiner guten betagten Mutter die Tochter eines Arztes oder Wundarztes ins Haus zu führen!

„Verschweigen Sie Julien sowohl meinen wahren Namen, als den übrigen Inhalt dieses Briefes. Aber vom Geldwechsel geben

Sie ihr, und sagen Sie ihr, daß es von dem komme, der sie ewig verehren werde als die Liebenswürdige und Edelste ihres Geschlechts.

„Leben Sie wohl. Ich brenne vor Ungeduld, einen Brief von meinem lieben Kaplan zu sehen. Machen Sie die Zuschrift an mich: Au citoyen François Chamfort à Montbrison No. 167. Von da wird mir der Brief richtig zukommen. Der wahre Name Ihres Freundes ist

Montbrison, 19. Okt. 1795.

Karl de Foy.“

Der Brief gab mir zu mancherlei Betrachtungen Stoff, die mich am Ende sehr unzufrieden ließen, und selbst dem großen Geschenke, welches beigelegt war, beinahe allen Werth raubten. Gute, liebenswürdige Julie, dachte ich, sei zufrieden, daß du nicht seine Gemahlin wurdest. Denn mit den Jahren würden die Täuschungen seiner Leidenschaft versiegen, aber seine adelichen Vorurtheile geblieben sein! Am Ende hättest du keinen Engelskopf mehr gehabt, sondern den Kopf einer Grisette, und aus der Göttin wäre eine Bürgerliche, aus der Verbindung mit dem Meisterstück der Natur eine Mißheirath geworden.

Es that mir recht leid um Lafalle oder vielmehr um den Herrn von Foy, und doppelt leid. Einmal, daß er das reinste Lebensglück seinem Vorurtheil zum Opfer brachte; dann, daß gerade Er es brachte, der gegen Herrn Buzet auf meinem Zimmer so freisinnig über die Ursachen der französischen Staatsumwälzung und über den großen, langen Krieg des Lichts und der Finsterniß gesprochen hatte. Es ist nur allzugewiß, daß auch die aufgeklärtesten Männer des Jahrhunderts nie ganz rein von den Thorheiten und Vorurtheilen ihres Jahrhunderts sein können, und daß sie

immer mehr oder weniger vom Dampf und Ruß der heiligen Flamme geschwärzt sind, deren Licht sie preisen.

Da bekriegen und guillotinierten und würgen sich die Leute einander vom Rhein bis zum Tago und vom Dby bis zum Rhein, um einander ihre Wahrheiten und Irrthümer aufzudringen. Und es sind wohl noch nicht so viel Menschen für Recht und Wahrheit in den Tod gegangen, als das Vorurtheil begünstigte Märtyrer zählte.

Arme Julie, deine Leibes- und Seelenschönheit, dein adeliches reines Herz galt also nicht, weil Herr von Joy einen Großvater hatte, der als Generalpächter das Land ausfog, und dann sich für das dem Volk abgequälte Geld vom allergnädigsten König dieses Volkes adeln ließ.

Ich wundere mich gar nicht, wenn in Frankreich, wenn aller Orten der Vertilgungskrieg mit unversöhnlichem Grimm geführt wird. Solche Menschen werden durch keine Erfahrungen, durch keine Weltgeschichte gewizigt. Die Revolution, hat man gesagt, wird ihren Gang um die ganze Erde machen. Ich zweifle nicht mehr daran. Das Natürliche und Unnatürliche, der gesunde Menschenverstand und das Vorurtheil können keinen Frieden schließen. Und wo in einem Hause oder in einem Staate Schooskinder und Stieffinder beisammen wohnen, wie mag man sich da jemals vertragen? Soll ich's den selbstsüchtigen Schooskindern verargen, wenn sie ihren Vortheil nicht fahren lassen wollen? Sie sprechen von Vermächtnissen, Verträgen und ererbten Rechten. Soll ich's den Stieffindern verargen, wenn sie sagen: Wir sind von Natur so viel als ihr, und fordern gleiche Rechte. Gott gab sie uns, aber des Menschen Habsucht verstieß uns daraus?

Das Alles schrieb ich nun freilich dem Herrn von Joy nicht nach Montbrison. Ich wollte ihm nicht wehe thun. Aber doch konnte ich mich nicht enthalten, ihm zu sagen, daß ich von ihm

nicht erwartet hätte, daß er bloß aus Rücksicht auf den Adel seines Hauses bewogen worden wäre, jeder Hoffnung auf Julien zu entsagen, und seinem Herzen so grausame Gewalt anzuthun. Ich hätte in der That vermuthet, daß ihn höhere Gelübde fesselten, und er vielleicht geistlichen Standes wäre.

Ich erhielt eine Antwort, die mich noch irrer machte, als sein erster Brief. „Die meisten bürgerlichen Verfassungen unsers Zeitalters,“ schrieb er, „beruhen mehr oder weniger auf angeerbten Vorurtheilen. Darum werden diese Verfassungen alle mit der Folge der Zeit untergehen müssen, entweder durch gewaltsame Umwälzungen, oder durch allmähliges Verbessern von Seiten weiser Fürsten, die mit den Begriffen des Zeitalters fortschreiten. Aber der Einzelne kann sich der Macht des Ganzen nicht widersetzen. Er muß den Vorurtheilen gehorchen, nicht, weil sie dies sind, sondern weil sie bürgerliche Ordnungen sind, so schlecht sie auch sein mögen. Meine Familie will ihr Vorrecht des Adels weder umkommen noch zweideutig werden lassen in einem Kampf, der gegenwärtig geführt wird, aber noch lange nicht entschieden ist. Und eben darum, weil unser Adel nicht zum ältesten gehört, ist unser Haus um so eifersüchtiger auf dessen Reinheit. Verzeihen Sie also dem, was Sie Vorurtheil nennen. Und ist denn das ehelose Leben der Geistlichen weniger Vorurtheil? Streitet es weniger gegen die Ordnungen der Natur und göttlichen Einrichtungen? Sind Sie, lieber Kaplan, indem Sie ein Vorurtheil bekriegt, nicht mit den Waffen eines andern Vorurtheils ins Feld gezogen?“

Ich drehte den Brief her und hin, und möchte nicht alles sagen, was ich dachte. Doch antwortete ich ihm darauf, so gut ich konnte, erhielt aber keine Antwort.

Nun vergingen Jahr und Tag, und alle Nachrichten von meinen lieben Leuten in Frankreich blieben aus. Die Geschichte war also für mich zu Ende. Gern hätte ich noch der armen Julie Schicksal erfahren. Ich gab alle Hoffnung dazu auf und betrachtete die Erscheinung der Ausgewanderten als ein angenehmes Zwischenspiel in den einfachen Begebenheiten meines Lebens. Aber ganz unvermuthet trat eines Tages Lasalle, wie er lebte und lebte, in meine Pfarrwohnung. Ich war ganz außer mir vor Erstaunen und Freude, und flog mit großer Rührung an seine Brust.

„Ich sollte mich wohl eigentlich nicht freuen, Sie bei mir zu sehen,“ sagte ich, „aber ich kann nun nicht anders.“

„Freuen Sie sich immerhin, lieber Pfarrer,“ sagte er, „denn ich freue mich ja auch, Sie wieder zu sehen. Darf ich in meinem Vaterlande nicht mehr mit Sicherheit wohnen, so suche ich nun das Fleckchen Erde auf, wo ich die allerfüßesten Stunden meines Lebens genossen; die Stellen, welche Juliens Fußtritt geheiligt hat.“

„Also doch wieder ausgewandert?“

„Allerdings, und gewiß nicht freiwillig. Ich habe nicht erlangen können, von der Liste der geächteten Auswanderer gestrichen zu werden. Immer unter angenommenem Namen, nie lange an einem Orte, konnte ich bisher in Frankreich leben. Barthelemi machte uns große Hoffnungen. Aber auch er ist nun von den Jakobinern gestürzt, aus dem Vollziehungsdirektorium vertrieben, und schmachtet jetzt in den Wüsten von Cayenne. Sobald er verhaftet ward, war auch ich verrathen, weil unter seinen Papieren bedeutende Sachen von mir liegen. Ich hatte das Meinige versucht, dem unglücklichen Lande innern Frieden schaffen zu helfen; und dieser ist nur möglich durch freie Verfassung, verknüpft mit einem rechtmäßigen Königthum.“

„Wohl denn, lieber Lasalle oder Herr von Joy,“ rief ich, „seien Sie willkommen in unsern Friedenshütten! Sie sollen . . .“

„Lassen Sie mich Ihren Lasalle bleiben.“

„Auch gut!“ sagte ich, und sprang zu meinem Schreibpult, und zog einen Kapitalbrief von tausend Gulden hervor, worin ich seinen mir geschenkten Wechsel verwandelt hatte: „Ganz arm sind Sie nicht. Sehen Sie hier Ihre hundert Louisd'or!“

Er lehnte sie ab. „Ich bin nicht so dürftig als das erstemal aus dem Lande gegangen, mein lieber Pfarrer. Was sich in Geld verwandeln ließ nach dem Tode meiner Mutter, ward in Geld und Wechsel verwandelt. Mein guter Oheim gab dazu seinen redlichen Theil, weil am Ende doch voranzusehen ist, daß, wenn er einmal stirbt, die Güter unsers Hauses von den Räubern in Nationalgut verwandelt werden. Gegen Mangel bin ich geborgen. Ich habe wohl auch noch einigen Ueberfluß, wovon ich mittheilen kann. — Steht das kleine Gartenhaus noch am Fuße der Weinberge, wo ehemals Buzet wohnte?“

„Freilich steht es noch, und immer für Sie offen, wenn Sie es wollen. Der Eigenthümer wird es Ihnen gern vermietthen. Sie sind noch immer im Städtchen allen Leuten lieb. Aber warum wollen Sie nicht lieber eine bequemere Wohnung in der Stadt?“

„Ach, lieber Pfarrer, wo mir am wohlsten ist, da finde ich es am bequemsten. Kommen Sie, ich will da meine Einsiedlerklause einrichten. Bringen wir die Sache sogleich ins Reine.“

Es geschah. Lasalle hatte einen alten, treuen Diener seines Hauses mit sich aus Frankreich gebracht. Er nahm aus der Stadt noch eine Köchin dazu, seine kleine Haushaltung zu besorgen. Im Gartenhause mußten dieselben Stühle, Tische, Betten und andern Geräthe wieder hergestellt werden, die daselbst während Juliens Aufenthalt gewesen waren. Alles mußte wieder auf der nämlichen

Stelle stehen; alles fein, wie ehemals. Er selbst ging nicht eher hinaus, bis die Einrichtung vollendet war; und zwar ich mußte sie machen. „Ich möchte mich“, sagte er, „so tief, als möglich, in Täuschungen einwiegen.“

Als wir nun das erstemal hinausgingen, und er in der Ferne die hohen Ulmen sah, hub er an bitterlich zu weinen. „Sie stehen noch“, sagte er, „aber Julie wandelt nicht mehr im Schatten derselben!“

Da wir in das Haus traten, ward er noch bewegter. Er warf sich schluchzend auf das Bett und rief: „Da bin ich nun wieder, aber elender, denn vorher!“ — Ich entfernte mich, ihn ungestört den Schmerzen seiner Erinnerungen zu überlassen. Als ich nach einer halben Stunde wieder zu ihm kam, sagte er lächelnd: „Sie haben alles vortrefflich gemacht; nur dies hier war nicht der Stuhl, auf welchem sie am Fenster zu sitzen pflegte, sondern dort jener war's!“

Julie ward nun natürlich der Gegenstand des Gesprächs. Lasfalle hatte bisher immer auffallend gemieden, von ihr zu reden, und ich, sobald ich dies wahrnahm, nach ihr zu fragen. Jetzt aber schien das Reden von ihr zur Weihe der neuen Wohnung zu gehören.

„Haben Sie in Frankreich niemals wieder von ihr gehört?“ fragte ich.

„Ich habe sie gesprochen, als ich in Paris war“, sagte er, „und da sind wir auch auf immer von einander geschieden. Ein Zufall führte mich in der Straße Richelieu an einem Hotel vorüber, wo zwei Frauenzimmer aus einem Fiacre abstiegen. Ich achtete derselben kaum. „Lasfalle!“ rief eine weiche Stimme, deren wohlbekannter Klang mir durch alle Nerven fuhr. Ich sah mich um, und erkannte Julien. Ich eilte zu ihr. Sie winkte

mir mit den Augen Mäßigung in Gegenwart ihrer Begleiterin, der sie mich als einen alten Bekannten aus Deutschland vorstellte, der ihr während der Auswanderung viele Dienste geleistet. Sie lud mich ein, ihr zu folgen. Ich ward in ein Zimmer geführt, wo mich die Frauzimmer einige Augenblicke allein ließen. Nachher kam Julie einzig. Ich flog ihr entgegen, bedeckte mit glühenden Küssen ihre schöne Hand. Ich hatte nicht nöthig, ihr das Entzücken des unerwarteten Wiedersehens zu schildern."

"Und was führt Sie nach Paris, lieber Lasalle?" fragte sie mich.

"Die Hoffnung, von der Liste der Ausgewanderten gestrichen zu werden. Uebrigens bitte ich Sie, mich nicht Lasalle, sondern Franz Chamfort zu nennen; denn so heiße ich, bis ich mit meinem wahren Namen, als Herr von Joy, wieder auftreten und Herr meiner väterlichen Güter sein darf."

"Sie sind ein Herr von Joy?" sagte sie erröthend. "Nun Vertrauen um Vertrauen: ich heiße zwar auch noch Bürgerin Buzet; aber ich bin die Gräfin von Montmorency, und jetzt beschäftigt, Nachrichten von meinen Verwandten und den Gütern unsers Hauses einzuziehen. Von letztern ist wenig zu hoffen, und von erstern höre ich widersprechende Sagen. Die Gräfin d'Estain, die Sie vorhin bei mir sahen, nimmt sich meiner mütterlich an. Der alte Buzet, welcher in Deutschland als mein Vater galt, ist vor einigen Monaten gestorben. Ich bedaure den Verlust dieses vortrefflichen Mannes, der viele Jahre Hausarzt und Freund meines verstorbenen Vaters war."

Ich hörte ihre Erzählung mit froher Bestürzung an. Sie sprach mit einer Offenheit über die Angelegenheiten ihres Hauses, die mir bewies, wie tief ihr Vertrauen zu mir war. Ich hörte, daß ihre Familie in sich selbst entzweit, und derjenige Zweig ihres

Geschlechts, dem sie angehörte, in Rußland oder Amerika sei, oder in England. Ihr Vetter und Vormund hatte sie im Jahr 1792 aus Frankreich mit sich geführt, da sie kaum ein Alter von vierzehn Jahren hatte. Als er sich nachher auf Befehl des Grafen von Provence zur königlichen Armee unter dem Befehl des Prinzen Condé begab, überließ er sie ihrer Hofmeisterin Frau von St. Paul und dem redlichen Buzet. Aber Gram tödtete die Frau von St. Paul nach einem Jahre schon, und eine feindliche Kugel am Rhein den Vormund. Die Gelder hörten auf zu fließen. Buzet, unfähig den bisher gewohnten Aufwand zu bestreiten, rieth, die deutsche Fürstenstadt, in der sie bisher gelebt hatten, zu verlassen, und in irgend einem Dorfe oder Landstädtchen unter bürgerlichem Namen in der möglichsten Einschränkung ihrer Bedürfnisse eine bessere Wendung des Schicksals abzuwarten. Inzwischen unterhielt Buzet einen Briefwechsel mit den Bekannten in Frankreich. Durch Vermittlung der Gräfin d'Estain wurden für Julien, nach dem Sturz der Robespierreschen Rote, Gelder in Basel angewiesen, um ihre Rückkehr aus dem Exile ins Vaterland möglich zu machen. So reiste Buzet mit seiner Pflegetochter zurück. Ihr Schicksal war aber bei dem allen noch sehr unentschieden. Die Gräfin d'Estain rieth zu einer Vermählung Juliens mit dem Sohn eines der ersten Häuser Frankreichs, der den größten Theil seines ansehnlichen Vermögens dadurch gerettet hatte, daß er gleich dem ehemaligen Herzog von Orleans die Jakobinerkappe getragen und sich allen Ausschweifungen eines sittenlosen Revolutionsmannes überlassen hatte. Dieser Bürger Dubellai dachte sehr ernstlich an eine Verbindung mit Julien; er belagerte sie mit seinen Liebesbetheuerungen, und hatte ihr schon tausendmal geschworen, er würde sich das Leben nehmen, wenn sie ihm nicht ihre Hand gäbe.

„Aber,“ setzte Julie hinzu und heftete einen durchdringenden

Blick auf mich, „dieser Büßling, wäre er auch kein Büßling, wäre er auch reicher und von einer Familie, älter als die meinige, wird nie mein Gemahl. Ich werde mich nie vermählen, wenigstens nicht ohne Einwilligung meiner nächsten Verwandtschaft.“

„Theure Gräfin,“ rief ich, „wollen Sie mein Todesurtheil sprechen? Ich liebte Sie als Julie Buzet; ich kann nicht aufhören, Sie als eine Montmorency zu lieben.“

„Guter Lasalle“, sagte sie mit thränenfeuchten Augen, „es steht im Buche des Verhängnisses geschrieben, daß wir nicht glücklich sein sollen. Trösten Sie sich. Sie selbst, als Mann, hätten nicht wagen dürfen, die bürgerliche Julie Buzet in ihre Familie einzuführen. Wie dürfte ich, als ein abhängiges, schwaches Mädchen, es wagen, ohne Einwilligung der Blutsverwandten, das Glied eines fremden Stammes mit den Zweigen von Montmorency zu verbinden? Sie sehen die Unmöglichkeit ein. Aber — ich werde unvermählt sterben. Gernern Sie sich noch der deutschen Eiche auf dem Hügel? — Da that ich dem Himmel das Gelübde. Und damit Sie mein künftiges Schicksal wissen: ich gehe in ein Kloster, mir gleichviel, in welchem Lande, in welcher Weltgegend es sei. Einleitungen sind dazu getroffen. Aber um Alles in der Welt darf die Gräfin d’Estain nicht davon wissen.“

So sprach Julie, und alle meine Bitten, Beschwörungen, Thränen änderten in ihrem Sinn nichts. Ich sah sie nach diesem noch einigemal.

Das letztemal nahm ich jenen Kranz mit mir, den sie dort oben auf dem Eichenhügel gewunden und den ich, kunstvoll mit feinen welken Blättern auf seidene Unterlage befestigt, immerdar als ein Kleinod mit mir führte. O, sie erkannte ihn gleich, als ich ihn vorzog und bittend fragte: Julie, wollen Sie mich nicht erhören? Sie warf sich laut schluchzend wieder, wie damals, an meine Brust,

nannte mich mit den zärtlichsten Namen, und bat mich, sie lieber zu tödten, als ferner mit meinen Bitten zu quälen. Sie blieb unerschütterlich. So schieden wir. Ich sah sie nicht wieder; denn ich erhielt den Wink, Paris zu meiden, und mußte in Eil gehorchen. Ich schrieb ihr von Montbrison aus. Mein Brief kam unerbrosen zurück. Ich schrieb einigen Freunden nach Paris, Erkundigungen von ihr einzuziehen; Niemand entdeckte eine Spur von ihr. Ich vermuthe, sie ist durch seinen geistlichen Verwandten ihres Hauses in ein spanisches Grenzloster gebracht, und damit ihr heißester Wunsch erfüllt worden.

Auch Lasalle lebte von nun an ein wahrhaft klösterliches Leben, ohne allen Umgang. Nur ich allein hatte Erlaubniß, ihn zu besuchen. Immer fand ich ihn entweder eingeschlossen bei seinen Büchern, deren er eine kostbare und ausgewählte Sammlung mitgebracht hatte, oder auf den Spaziergängen, die er ehemals mit Julien gesehen hatte. Der merkwürdige Kranz war das einzige Ziergeräth seines Zimmers unter Glas und Rahmen. — Alle Wochen gab er mir ein Gewisses an Geld, es unter die bedürftigsten Hausarmen zu vertheilen, ohne daß jedoch jemals seines Namens Erwähnung gethan werden durfte. Auch wo sonst zu helfen war, mußte ich es ihm jedesmal anzeigen; und er steuerte beträchtliche Summen. Von einigen armen, aber tugendhaften Bürgertöchtern des Städtchens übernahm er die völlige Ausstattung. Immer kam die Hilfe so, daß Niemand den Geber errathen konnte, wenigstens nicht mit Zuverlässigkeit; gewöhnlich in Briefen, die aus Städten der Nachbarschaft mit der Post gesandt werden mußten. Und doch gerieth bald jeder auf die Vermuthung, Lasalle und kein anderer müsse der reiche Geber sein.

Denn erst seit er wieder am Weinberg wohnte, zeigte sich der unsichtbare Wohlthäter.

Eines Morgens — ich war kaum vom Bette aufgestanden — kam athemlos sein Bedienter zu mir gesprungen, mit Bitte, ohne Verzug zu seinem Herrn zu eilen, der mich verlange. Der Bediente ließ sich nicht einmal Zeit, mir zu antworten, als ich um die Ursache fragte. Er rief mir nur noch im Fortlaufen zurück, es sei ein Unglück begegnet; er müsse den Arzt in der Geschwindigkeit herbeiholen.

Ich zitterte vom Schrecken an allen Gliedern. Schon seit einigen Wochen hatte ich bemerkt, daß Lasalle's Schwermuth zunehme. Ich fürchtete das Traurigste. In Eil kleidete ich mich an und ging. Aber ich war wie gelähmt.

Mit Schauern trat ich in sein Haus. Es herrschte Todtenstille. Beim Knarren der Hausthür trat mir die Köchin entgegen, und deutete mir leise zu sein. — „Lebt er noch?“ fragte ich. Sie zeigte mit dem Finger auf seine Stubenthür. Ich öffnete diese ganz leise, und trat ins Zimmer. Aber man denke sich mein Erstaunen. Da saß Lasalle, und neben ihm, an seine Brust gedrückt, sehr bleich, Julie. Sie trank ein Glas Wasser; seine Hand unterstützte die ihrige, mit der sie zitternd das Glas hielt. Als sie mich erkannte, verzog sich ihre Miene in ein mattes Lächeln. Lasalle sah mich nicht an. Seine Augen hingen nur an Juliens Gesicht. In dem gleichen Augenblick kam auch der Stadtarzt.

„Sie ist wieder genesen!“ sagte Lasalle, „aber eine halbe Stunde lag sie wie eine Leiche da.“

Der Arzt traf seine Verordnungen, die sehr einfach waren, da Juliens Zustand nur die Wirkung einer heftigen Gemüthsbeziehung gewesen. Auch Lasalle befand sich noch in etwas fieberhaftem Zustande. Er war nach seiner Gewohnheit mit Tages-

anbruch ausgegangen, und nach seiner Heimkunft mit dem Buche in der Hand hinter dem Gartenhause auf dem Bänkchen am Brunnen gesessen, als die Gräfin in leichten Reiskleidern langsam um das Haus kam, plötzlich vor ihm stand, und mit einem durchdringenden Schrei zu Boden fiel. Sobald der Arzt bemerkte, daß hier keine Gefahr sei, verhiess er die Arznei auf der Stelle zu senden, die man im Thee zum Frühstück nehmen solle. Er ging, und schickte bald eine Flasche alten, rothen Burgunderweins.

Die Gräfin hatte sich inzwischen erholt. Ihre erste Frage war: „Aber, Lasalle, wie kommen Sie hierher?“ Eben so fragte Lasalle. Eins bezeugte dem andern seine Ueberraschung, und beide konnten sich lange nicht von der Wirklichkeit des Wiedersehens, und daß das mehr als Traum sei, überreden.

Ich konnte endlich aus den Fragen, Antworten, Wiederholungen, Gegenfragen und Ergänzungen folgenden Zusammenhang finden.

Julie war zu Paris fest entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Sie hatte der Gräfin d'Estain diesen Vorsatz geheim gehalten, bis sie ihn vollziehen konnte. Inzwischen hatte Dubellay seine Werbung um Juliens Hand fortgesetzt, und die Gräfin d'Estain sich eine mehr als freundschaftliche Gewalt über die verlassene und verwaisete Tochter des Hauses Montmorency angemacht. Julie, die fast nur abhängig von der Gnade der Gräfin lebte, hatte bei dieser böse Tage. Die Gräfin d'Estain selbst scheint von Dubellay's Geschenken bestochen gewesen zu sein, und ihm Juliens Besitz zugesichert zu haben. Zum Glück nahm sich ein Verwandter Juliens, der Bischof, ihrer zur rechten Zeit an; er lud diese ein, ihn zu besuchen, und sandte ihr seinen Reisewagen mit seinen Bedienten, sie abzuholen. Die Gräfin d'Estain konnte nicht wohl dagegen sein. Sie argwohnte um so weniger Juliens und des

Bischofs eigentliche Absicht, da jene in Rücksicht Dubellay's nachgiebiger geworden zu sein schien, und nur noch den Rath des Bischofs hören, in wenigen Wochen wieder nach Paris zurückkommen und bei der Gräfin absteigen wollte, weil sie keine andere Zufluchtsstätte hatte.

Julie fand an dem Bischof einen würdigen Greis. Aber schon den zweiten Tag nach ihrer Ankunft ward derselbe von treuen Freunden ermahnt, sich zu flüchten, weil man Winke hatte, er werde nach Cayenne deportirt werden. Daß er mit einer zu Paris verurtheilten königlichen Faktion in verdächtigem Briefwechsel gestanden, war sein Verbrechen. Der alte Bischof, stolz und standhaft, seiner Unschuld gewiß, wollte seinen Kirchsprengel nicht verlassen, und sich lieber durch ungerechten Nachspruch verdammen lassen, als durch Flucht den Schein eines Missethätters annehmen. Um aber Julien nicht in sein Verderben zu ziehen, und weil er wegen ihrer Aufnahme in einem spanischen Kloster Schwierigkeiten gefunden, die nur durch weiträumigen Briefwechsel beseitigt werden konnten, gab er ihr hinlängliche Mittel, um mit Bequemlichkeit die Reise nach England zu den nächsten Verwandten ihres Hauses machen zu können, falls sie nicht zur Gräfin d'Estain nach Paris zurückkehren wollte. — Zwei Tage nach diesem ward der Bischof verhaftet, und Alles, was mit ihm in unmittelbaren Verhältnissen gelebt hatte. Auch Julie. Sie wurde inzwischen mit vieler Schonung behandelt, nach kurzer Zeit wieder freigelassen, und erhielt endlich selbst einen Paß, um mit einer Kammerfrau und einem Bedienten in die Schweiz zu reisen. So verließ sie ihr Vaterland zum andernmal. Von der Schweiz nahm sie ihren Weg nach Hamburg. Es kostete sie nur einen Umweg von zwei Tagereisen, um die Gegend noch einmal zu besuchen, in welcher sie so manches Jahr als Julie Buzet gelebt hatte. Sie konnte

der Sehnsucht sich nicht erwehren. Abends kam sie in unserm Städtchen an. Des andern Morgens wollte sie, unerkannt, einsam, in aller Frühe die Stätten besuchen, die ihr durch viele daran geknüpften Erinnerungen heilige Derter geworden waren; dann wieder abreisen.

So ging sie gegen das Gartenhaus, welches sie leer glaubte. Um ihr Dasein zu verhehlen, hatte sie Sorge getragen, selbst den Leuten im Wirthshause nur mit verschleiertem Gesicht zu erscheinen, und keine Frage zu thun, durch die sie sich hätte ver-rathen können. — Vom Gartenhause wollte sie den Weg zu den Ulmen und zum Eichenhügel einschlagen. Beim Anblick ihrer ehemaligen Wohnung erwachte die ganze Vergangenheit. Noch schien ihr der alte getreue Buzet zu leben; noch, als wenn Lasalle kommen müsse, sie in ihrer Einsamkeit zu besuchen. Und in diesem Augenblick sah sie Lasalle'n auf der Bank, wo sie auszurufen beschlossen hatte. Ihr Bewußtsein verslog.

Wir begleiteten die schöne Gräfin in das Wirthshaus der Stadt zurück, wo sie ihre Leute über ihr langes Ausbleiben zu beruhigen hatte. Zugleich bemerkten wir mit Vergnügen, daß sie die Verfügungen traf, statt sogleich wieder abzureisen, noch einige Tage zu verweilen.

Ich würde unrecht thun, diese Geschichte unnütz zu verlängern. Der Zufall hatte wohlthätig gespielt. Lasalle begleitete von nun an Julien, wie ihr Schatten; und sie, die ohne Freund, ohne Verwandte, ohne Beschützer da stand, reichte dem Geliebten, welchem sie ihr Herz nicht mehr entziehen konnte, auch zur ewigen Verbindung die Hand. Ich hatte das Vergnügen, vor dem Altar meiner Kirche die Ehe eines Paares einzusegnen, welches seit so

vielen Jahren meine innigste Theilnahme gefesselt hatte. Einige Tage nach ihrer Vermählung reisten Beide, weil es Julie wünschte, nach Hamburg und England. Vor zwei Jahren erhielt ich von Lasalle einen Brief aus Amerika, wohin er sich mit seiner Gemahlin begeben, um den Vorurtheilen, Unruhen, Kriegen und Staatsumwälzungen fremd zu bleiben, die noch ferner die Ruhe unsers Welttheils stören sollten.
